

Frauenstimme

Nr. 2 + 43. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

21. Januar 1926

Prügelstrafe gleich Streikbruch!

Auf kaum einem Gebiete ist die Abhängigkeit der Eltern von den Eindrücken, die sie selbst in ihrer Jugend zu Hause empfangen haben, so stark fühlbar wie auf dem der Erziehung. Häufig finden wir bei unseren Proletariaterkältern die besten Vorsätze — aber es mangelt an der Kraft und Energie, sie auch dann durchzuführen, wenn es zuerst nicht ganz leicht fällt. Dann kehrt man lieber rasch zu den alten „bewährten“ Mitteln zurück — bis man schließlich wieder bei der Prügelstrafe angelangt ist.

Da ist es ein großes Verdienst der deutschösterreichischen Kinderfreunde, daß sie den Kampf gegen dieses furchtbarste Requirat der alten Pädagogik und des alten Obrigkeitsstaates mit Energie aufgenommen haben. Schon vor Jahren haben sie die Parole ausgegeben, Prügelstrafe gleich Streikbruch — und sie haben recht: in beiden Fällen handelt es sich um ein gleich schweres Verbrechen am Gedanken des Sozialismus, wollen wir doch Menschen erziehen, die tapfer, aufrecht und ungebeugt gegen alles Unrecht, für eine bessere und freiere Welt zu kämpfen vermögen. Kann man sich vorstellen, daß man mit Prügel tapfere Kämpfer erzieht?

Die deutschösterreichischen Kinderfreunde haben aber jetzt noch mehr getan: sie rufen die Kinder selbst zum Kampf gegen die Prügelstrafe auf! In dem Wiener Parteiwochenblatt „Die Unzufriedene“ erschien eine Preisaufgabe an die Kinder, die folgende Fragen beantworten sollten: 1. Bist du schon je geprügelt worden? 2. Von wem? 3. Findest du, daß diese Strafe eine richtige ist? 4. Wie meinst du, daß man dich bestrafen soll, wenn du das Geprügeltwerden ablehnst? — 220 Kinder im Alter zwischen 6 und 14 Jahren haben diese Fragen beantwortet. 184 von ihnen sind schon geprügelt worden, die meisten von den Eltern, die meisten schon häufig. Man bedenke: Kinder sozialistischer Eltern, Kinder, deren Eltern sich mit Stolz zu einer führenden Partei des internationalen Proletariats zählen! Wie mag es da in der unorganisierten, in der ungeschulten Arbeiterschaft aussehen!

Viele Kinder sagen gegen die Prügelstrafe einfach, daß Schläge weh tun. Andere fürchten sich vor gesundheitlichen Schädigungen. Das mag dem Ueingeweihten eine übertriebene Angst scheinen, wird aber bitterer Ernst, wenn man von einem vierzehnjährigen Mädchen hört: „Die Mama . . . hat mich geschlagen und mit dem Kopf gegen die Wand geworfen, so daß in meinem Schädel wohl eine Stunde alles gebrummt hat!“ oder von einem anderen, zwölfjährigen Mädchen: „Oft hat mich die Mutter in ihrem Zorn auf den Kopf geschlagen und ich habe dann immer Kopfschmerzen.“ Mädchen in den Entwicklungsjahren. . . Kinder sozialistischer Eltern. . .

Aber die Kinder haben auch noch ganz andere Argumente gegen die Prügelstrafe. „Durch das Schlagen wird man nur zornig,“ sagt sehr fein ein neunjähriges Mädchen — „ich werde dann ganz dumm und weiß nicht, was ich dann mache“ ein zehnjähriger Knabe. — „Viele Kinder gewöhnen sich an die Prügel und machen sich nichts daraus,“ stellt ein elfjähriges Mädchen ganz richtig fest. Verschiedene

Kinder wenden sich gegen die Feigheit und rohe Gewalt, die sie in diesem „Faustrecht“ des Stärkeren sehen. So schreibt ein elfjähriger Bub: „Wenn ich mich mit einem Jungen auf der Straße herumbalge, so sagt Vater immer, das wäre roh, aber das weiß er nicht, daß auch das roh ist, wenn er mit einem Mordsstecken auf uns dreinhaut.“ Man sieht hier wieder einmal, wie scharf Kinder über die Handlungsweise Erwachsener urteilen. — Am hübschesten aber ist wohl die Antwort eines erst siebenjährigen Mädchens: „Verne in der Schule, daß man kein Tier schlagen soll — ja, warum denn dann uns Kinder?“

Die Strafen, die die Kinder als Ersatz für die Prügelstrafe vorschlagen, sind natürlich von sehr verschiedenem Wert. Von einigen werden merkwürdigerweise geradezu mittelalterliche Folterqualen angeführt: z. B. „auf einem Holzstiel knien“ oder „eine Viertelstunde auf einem Reibeisen knien“. Diese Vorschläge werfen wohl auch ein recht bezeichnendes Licht auf die Atmosphäre, in der diese Kinder aufwachsen! Die meisten empfehlen Entziehen einer Vergünstigung, Versagen eines erwarteten Vergnügens, Nichtmitnahme auf einen Spaziergang und ähnliches. Aber es finden sich auch Antworten, die von ernstem und verständigem Nachdenken über neue Wege der Erziehung zeugen. So schreibt ein zehnjähriges Mädchen: „Nur mit guten Wörtern beibringen, daß man's nimmermehr tut, daß man gescheiter wird“, und ein elfjähriger Knabe: „Ich meine, die vernünftigste Strafe wäre jene, daß man das Kind dadurch bestraft, daß man jenen Gegenstand sucht, in welchem das Kind schwach ist, und es darin üben läßt.“ Ein fünfzehnjähriges Mädchen macht die für sein Alter erstaunliche Entdeckung, daß jedes Kind anders bestraft werden müsse, und kommt zu dem Resultat: „So hat jedes Kind seine Schwächen, und Eltern, welche ihr Kind strafen wollen, sollen stets erst den Charakter ihres Kindes studieren.“ Das sind Antworten, über die auch Erwachsene noch mit Nutzen nachdenken können.

Die hier zitierten Kinderbriefe und viele andere Äußerungen von Kindern über die Prügelstrafe haben die deutschösterreichischen Kinderfreunde in einer kleinen Schrift gesammelt, die unter dem Titel „Die Kinder klagen uns an!“ in der Verlagsbuchhandlung Jungbrunnen in Wien erschienen ist und von allen Arbeitereltern aufmerksam gelesen und weiter verbreitet werden sollte. Die hier veröffentlichten Kinderstimmen wirken um so erschütternder, wenn man bedenkt, daß all diese Schmerzensschreie geprügelter Kinder ja nicht etwa im ersten Zorn, unter dem unmittelbaren Eindruck niedergeschrieben wurden, sondern meist Jahre nachher. So furchtbar wirkt also auf das erregbare Gemüt des Kindes eine vielleicht nur einmalige Züchtigung! Das müssen unsere Eltern bedenken und sich vor allem immer wieder daran erinnern, daß sie tüchtige Streiter für die kämpfende Arbeiterklasse, nicht gehorsam und gebuckte Sklaven zu erziehen haben. Vielleicht trägt die Arbeit der deutschösterreichischen Kinderfreunde mit dazu bei, daß eines Tages das kleine Mädchen recht hat, daß seinem Vater entgegenruft: „Vater, bist du ein Sozialdemokrat? Ein Sozialdemokrat schlägt seine Kinder nicht!“
Walther Fabian.

Frauen in der Gemeindeverwaltung.

Der Deutsche Städtetag hat an alle an ihn angeschlossenen Städte über 25 000 Einwohner durch Rundschreiben eine Anfrage über die Anzahl der männlichen und weiblichen Mitglieder der Gemeindeverordnetenversammlungen gerichtet. Das Ergebnis der Rundfrage, das vom Frauenberufsamt des Bundes deutscher Frauenvereine bearbeitet wird, ist bezüglich der Gemeinden der größeren Länder jetzt in den „Mitteilungen des Deutschen Städtetages“ veröffentlicht. Der Städtetag hat leider verabsäumt, eine Zusammenföhlung der Ergebnisse selber vorzunehmen. Bei seiner Statistik sind als Gemeindeverordnetenversammlungen für Berlin nur der zentrale Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung gerechnet. Immerhin ist doch als bemerkenswert festzustellen, daß unter den zahllosen Städten über 25 000 Einwohner in Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden eine einzige Frau ein besoldetes, hauptamtliches Mitglied in einem Magistrat ist. Die Stadt Elbing führt eine Frau als angestelltes Mitglied des Magistrats. In allen anderen Städten sind die Frauen, soweit sie im Magistrat vertreten sind, nur ehrenamtlich tätig. Aber auch hier ist ihre Vertretung eine auffallend geringe, und die Städte, die Frauen im Magistrat aufweisen, lassen sich an einer Hand abzählen. Es sind das in Preußen Berlin mit 2, Frankfurt a. M. mit 1, Dortmund und Königsberg mit je 2, Kassel mit 1 und dann noch Elbing und Tilsit mit 1 Frau. Alle übrigen Städte scheiden vollständig aus. Bayern kann in diesem Sinne nicht in Betracht kommen, da Bayern bei seiner Stadtratsverfassung das Nebeneinander von Magistrat und Stadtverordnetenversammlung nicht kennt. In Sachsen sitzt je eine Frau als unbesoldetes Mitglied im Magistrat (Rat) der Städte Leipzig, Meissen, Zittau, in Baden im Magistratsrat der Städte Freiburg i. Br., Pforzheim mit je einer und Karlsruhe mit zwei Frauen.

Zeigt schon diese Uebersicht, wie wenig bisher noch es den Frauen gelungen ist, in wirklich leitende Stellungen aufzurücken, so beweist auch die Statistik der ehrenamtlichen Mitglieder der Gemeindevertretung, daß auch dort die Frauen noch lange nicht die wirkliche Gleichberechtigung mit den Männern durchgesetzt haben, trotzdem sie die Mehrheit der Wähler stellen. Verhältnismäßig am stärksten ist ihre Beteiligung noch in der ersten Kategorie der Städte über 500 000 Einwohner. Dort stehen 351 Männern 48 Frauen gegenüber. In jeder weiteren Kategorie sinkt die Beteiligung der Frauen zu ihren Ungunsten.

In preussischen Städten von	sind Mitglieder der Gemeindevertretung	
	Männer	Frauen
500 000—250 000 Einwohner	558	62
250 000—100 000 „	813	89
100 000—50 000 „	1034	92
50 000—25 000 „	1862	116

Bedeutend ungünstiger ist das Verhältnis für die Frauen in Bayern, wo auf alle bayerischen Städte über 25 000 Einwohner 476 Männer und nur 28 Frauen unbesoldete Mitglieder des Stadtrats sind. Günstiger ist das Verhältnis wieder in Sachsen, wo es 440 : 44 steht. In Württemberg stehen ganze 7 Frauen 113 männlichen Kollegen gegenüber. In Baden ist das Verhältnis wieder etwas günstiger, dort sind Mitglieder des Bürgerausschusses 507 männliche und 59 weibliche. Diese Verhältnisse sind in den einzelnen Ländern sind offensichtlich keine Zufälligkeiten. Die bayerischen Zahlen ergeben sich aus dem Charakter der politischen Verhältnisse in Bayern. Je größer im übrigen die Städte und ihre Gemeindevertretungen, desto leichter wird es auch den Parteien, Frauen in die Vertretungen zu entsenden, und infolgedessen steigt der prozentuale Anteil der Frauen in den Gemeindeversammlungen. Alles in allem beweist das Ergebnis der Rundfrage des Städtetages aber, daß die Frauen noch viel zu tun haben, bis sie eine wirkliche Gleichberechtigung durchgesetzt haben.

Frauenbewegung im alten Rom.

Den Frauen des Altertums war die Beschäftigung mit der Politik durchaus nicht fremd. In Wandinschriften zu Pompeji lesen wir: „Agnä bittet“ oder „Caprasia bittet“ (den und den zu wählen), aber auch „Iphigenie wählt . . . den und den“ und „Caprasia wählt . . .“. Offenbar handelt es sich hier um Wahlagitatio hervorragender Frauen. Diese römischen Frauen nahmen den lebhaftesten Anteil am Ergehen ihrer Gemeinde, wie sie sich auch als — Kapitalistinnen ganz merkwürdig betätigten. Sie kauften und verkauften durch einen Geschäftsführer Fabriken und Grundstücke, spekulierten und trieben Geschäfte aller Art. So rührt in dem wiederausgegrabenen Pompeji eine der größten gemeinnützigen Anlagen, die dem Geschäftsverkehr diente, von der Brieflerin Eunachia her. Das bezeugt die Inschrift auf der 40 Meter breiten Front des Gebäudes. Und vermutlich war es die Brieflerin Mania, welche den Augustustempel am Forum gestiftet hat. Die Frauen mußten also über große Kapitalien verfügen haben.

Die römischen Frauen ließen sich aber auch die Vertretung ihrer Interessen in keiner Weise nehmen. In die Vorstände der großen Begräbnisgilden konnten sie gewählt werden, aber sie bildeten sogar politische Vereine zur Förderung der besonderen Fraueninteressen. Wie energisch sie das taten, beweist der folgende, von den römischen Historikern verbürdete Vorgang: Die jungen Römer der Herrenklasse mußten den Sitzungen des Senats betwohnen, um dort in die staatsbürgerliche Arbeit ein-

geführt zu werden. Einer von ihnen wird nachher von seiner Mutter gefragt, was es denn im Senat gegeben habe. Der Jüngling versucht zunächst, sich hinter das ihm auferlegte Schweigen zu verstecken. Schließlich aber muß er nachgeben. Da er aber nicht die Wahrheit sagen will, lügt er ihr vor, man habe darüber verhandelt, ob es besser sei, wenn ein Mann zwei Frauen habe oder eine Frau zwei Männer. Die Mutter weiß nichts Besseres zu tun, als in ihrer Aufregung die Geschichte ihren Mitbürgerinnen anzutragen. Sie rotten sich zusammen, und in der nächsten Senatssitzung erscheint eine Frauenprozession, um zu fordern, daß eine Frau zwei Männer haben dürfe, aber nicht umgekehrt. Man kann sich die Heiterkeit der Senatoren denken. Als der strenge Cato durch ein Gesetz den übergroßen Luxus der Frauen verbieten wollte, da war der Protest der Frauen so stark, daß der Gesetzentwurf zu Fall kam.

In der späteren Kaiserzeit hatten die Matronen — was damals keineswegs Greisinnen bedeutete — sogar einen regelrechten Frauen-Senat gebildet, zunächst aus religiösen Absichten organisiert, wenigstens wird ein solcher einmal von Livius erwähnt. Später aber scheinen die religiösen Angelegenheiten ganz zurückgetreten zu sein. Es muß in den Sitzungen oft recht temperamentvoll zugegangen sein, denn die Mutter des Kaisers Nero hat dort einmal Brügel erhalten, weil sie gegen eine Kollegin sehr heftig gesprochen hatte. Genauere Einzelheiten sind über diese Frauenvereine nicht bekannt, aber man kann aus gewissen Mitteilungen schließen, daß die Kaiserinnen den Frauenvereinen gewisse Schenkungen und Stiftungen machten. So haben sich auf dem Forum des Kaisers Trajan Inschriften gefunden, wonach die Kaiserin Sabina einen für die Frauen bestimmten Raum gestiftet habe, und die gleiche Inschrift sagt, daß der gleiche Raum von der späteren Kaiserin Julia wiederhergestellt worden sei. Auch in Neapel gab es solche Frauenvereine, und hier besaßen die Frauen sogar ein eigenes Versammlungstokal.

Auch Mutterschaft will gelernt sein!

Von einem interessanten, glänzend gelungenen Versuch der Stadt Stuttgart, Mädchen und Frauen zur bewußten Mutterschaft heranzubilden, weiß die „Vossische Zeitung“ zu berichten. Als Kriegsgründung des Rationalen Frauenvereins für die Frauen der Frontsoldaten entstand 1917 die Stuttgarter Mütter-Schule, die heute, erweitert und ausgebaut, von Staat, Stadt, privaten Stiftungen und eigenen Einnahmen erhalten wird. Die Anteilnahme der Bevölkerung aller Kreise und Altersstufen an dem Werk wächst ständig, 3125 Frauen bei dreistündigen Einzelkursen von 16 bis 18 Teilnehmerinnen sind bisher durch die Mütter-Schule gegangen. Für erwerbstätige Frauen und junge Mädchen, ebenfalls jüngere Mädchen und Kindermädchen werden je nach Bedürfnis Sonderkurse eingerichtet.

In der Form der Unterweisung vermeidet man alles Lehrhafte, die kurzen, allgemeinverständlichen Vorträge werden durch Aussprache der Teilnehmerinnen ergänzt. Auch wird die Not der Zeit berücksichtigt, indem an die Mütter keine unerfüllbaren Forderungen bezüglich der Kinderpflege gestellt werden. Es zeugt für die Beliebtheit der Schule, daß auch die Väter den Wunsch geäußert haben, an ihr teilzunehmen. Zu diesem Zweck sind Abendkurse eingerichtet worden, in denen beide Eltern willkommen sind.

Der Unterrichtsstoff der Mütter-Schule umfaßt ein recht weites Gebiet: Eine Säuglingschwester erteilt Unterricht in der Pflege des gesunden Säuglings und Kleinkindes, wobei sie Pflege der Mutter vor und nach der Geburt, Stilltechnik, künstliche Ernährung usw. behandelt. Die Behandlung des Säuglings wird von den Teilnehmerinnen an einer Übungsgruppe geübt. Besuch des städtischen Kinderheims und Beobachtung der Kinder des angeschlossenen Tagesheims unterstützen den theoretischen Teil. Eine Ärztin bespricht ausführlich Säuglings- und Kinderkrankheiten, eine Erziehungsfürsorgerin über Erziehungsfragen der kleinsten und älteren Kinder. Sonderkurse zur Selbstherstellung von einfachem und geschmackvollem Spielzeug durch die Mütter sind gleichfalls von großem Nutzen. Im Tagesheim für Säuglinge und dem gleichfalls der Mütter-Schule angeschlossenen Kindergarten werden den Frauen auf Wunsch Praktikantenplätze überlassen. Erwähnt soll noch werden, daß eine Juristin auf Wunsch Sonderkurse über Familienrecht veranstaltet.

Die Einrichtung der Mütter-Schule hat sich als so segensreich erwiesen, leistet der Bevölkerung so wertvolle Dienste in bezug auf körperliche und geistige Pflege der Kinder, Bewahrung vor Ungeheimem, Wegräumung althergebrachter Unsitten, gesteigerter Hebung der Kinder, daß man sich, zumal angesichts der regen Beteiligung der Bevölkerung fragen muß, warum andere Städte nicht längst dieses Vorbild nachgeahmt haben. Alle kommunalpolitisch arbeitenden Frauen sollten die Stuttgarter Erfolge zum Anlaß nehmen, auch in ihrem Wirkungsbereich eine derartige Einrichtung zu schaffen.

H. S.

Die Säuglingssterblichkeit ist im vorigen Jahre weiter zurückgegangen. In Preußen hat sich von 1913 bis 1925 der Durchschnitt von 14 Proz. auf 9,7 Proz. der Lebendgeborenen vermindert. Am relativ ungünstigsten steht Oberschlesien, am günstigsten Hessen-Nassau. Ob die schwere Wirtschaftskrise und riesige Arbeitslosigkeit seit dem Herbst 1925 die Säuglingssterblichkeit nicht ungünstig beeinflussen wird, bleibt abzuwarten.

Melancholie.

Des Schlafes schwarzer Bruder ist der Tod.
Uns ist das Leben nur auf Frist gegeben.
Am Tage mußt du hundertmal erbeben
Im Kampfe um den Bissen Brot.
Von Angst, Erschütterung und Qual bedroht,
Bleibst du am Staub der Erde kleben.

Die Tränen teilen dir das weiße Licht,
Das einzige, in sieben bunte Strahlen.
Du duldest unerhörte Qualen.
Dämonen sitzen über dir Gericht.
Erbarmen gibt es nicht.
Du mußt auf jeden Pfennig deine Schuld bezahlen.

Der Rausch des Lebens ist ein kurzes Fest
Mit Flöten und berauschten Geigen.
Ein Paukenschlag. Dann kommt das Schweigen.
Die Sommerdögel fliehen fort. Dich aber läßt
Man nicht entfliehn. Dir bleibt der bittere Rest
Verwelkter Blumen und vom Wein die Reigen.

O schönster Morgenstern, Melancholie,
Vor allem andern schön im Sternbogen!
Um alles Kommende sind wir betrogen.
Wir ahnen nur die große Harmonie.
Die Schwermut endet sie.
Die Freude steigt aus grünen Meereswogen.

Max Barthel.

Mittagbrot der Midinettes.

Die elektrische Uhr auf dem Opernplatz zeigt zwölf Uhr mittags. Einige Minuten später hat das Straßenbild sich verändert. Laufend seidenbestrumpfte Beine in kleinen, zerbrechlichen Schuhen trüppeln eilig durch die wilden Straßen. Für einige Minuten scheint der Verkehr gelähmt; die großen Autobusse und die hundert Autotaxi machen Platz. Alle die kleinen Wädel, deren fleißige Hände zarte Maschinen der großen Pariser Schneider sind, die kleinen Stenotypistinnen und Ladenmädchen, „midinettes“ genannt, erfüllen für eine kurze Stunde die ehrwürdigen großen Boulevards mit ihrem silbernen Lachen, ihren billigen Parfums, ihrer natürlichen, leichten Eleganz. Müde schon und der Schwere enthoben durch das Lächeln der Frauen, ruht das Geschäft.

Aber ich kenne nichts Traurigeres, als an schönen Tagen die Midinettes in ihren Schlupfwinkeln beim Mittagessen zu überraschen, in einem Hausflur, einer Nebenstraße, einem der vielen Winkel des Rouvreparks. Da sitzen sie — fünf oder sechs auf einer melancholischen Bank — und ihr ganzes Essen haben sie in ihren kleinen Händen. Die einen essen langsam, wie Arbeiter es tun. Andere schlucken alles schnell herunter, als ob sie Angst hätten, man könnte ihnen etwas fornehmen. Was sie essen? Eine Tafel Schokolade und ein Brötchen für vier Sous; manchmal ein belegtes Brot; öfter eine Lute „pommes frites“ (Bratartoffeln), bei sie an einer Ecke gekauft haben, oder ein Pfund Obst. Gerade so viel, um den ersten Hunger zu stillen. So leben sie zu Tausenden in Paris: Opfer der Fleischsucht, der Unterernährung, schlecht verteidigt gegen die Tuberkulose, Hungernde — ohne es zu wissen.

Dieser von ihnen, die Pflichten haben — oder diejenigen, die allein sind, können kaum mehr als zwei Franken für ihr Mittagessen ausgeben. Für diesen Preis können selbst Frauenrestaurants, Wohlthatigkeitskantinen meistens, kaum das Notwendigste für die Ernährung ihrer „Abonnentinnen“ sichern.

„Ein Nichts genügt mir; ich habe einen Magen wie ein kleiner Vogel,“ sagt Germaine. Aber auch dieser Vergleich trifft nicht zu; denn die kleinen Vögel fressen den ganzen Tag.

Yvonne.

Die letzten Gäste der Nachtkabare und die ersten Arbeiter huschen gespenstisch durch die Straßen. Die Augen der Laternen umschleiert ein dichter Nebel; in seinen Perlen bleibt er an Yvonne's Mantel haften. Yvonne steht auf der Brücke und starrt in das Wasser.

Als sie den Kopf hebt, ist aus dem Dunkel „Notre Dame“ gewachsen. Wie zwei böse, drohende Gesichter blicken die Türme der Kirche herüber, so daß Yvonne erschrickt. Den Mantel fester um die Schultern zusammenziehend, geht sie nach St. Michel herüber.

Der Morgen graut. Ein paar Wagen mit Obst und Gemüse tockeln über den Boulevard. Ein Auto biegt um die Ecke, verschwindet, schnell, wie es kam. Lange klebt in der feuchten Luft der Rißf eines Dampfes, der an den Quais landet. Yvonne hat den Kopf gesenkt. Der Weg, den sie geht, ist Zufall. Nichts ist gegeben, als der erwachende Tag, denn die Nacht liegt hinter ihr, jenseits der Seine, irgendwo in einer schmalen Straße auf Montmartre, irgendwo in einem kleinen schmutzigen Hotel. Sie lächelt, denn alles ist so unwahrscheinlich in der Ruhe des Morgens.

Wenn der erste Polizist die Tore des Luxembourg öffnet, schläft der Park noch. Mitten in den kleinen Straßen, die zum Montparnasse hinaufführen, ist dieser Garten ein verpöngtes Paradies. Seine ruhige Schönheit träumt in dem beginnenden Tag, und

Yvonne's zarter Schritt stört nicht die Stille. Ein alter Mann mit einem spitzen Stode sammelt das fortgeworfene Papier von den Wegen auf. Der Nebel steigt. Die Kühle des Morgens verfliegt in weichen Farben, die die verworrenen Äste der Bäume in den Himmel verwaschen.

Yvonne hat sich auf eine Bank gesetzt. Sie zieht einen Spiegel aus dem Täschchen und pudert sich. Dann, mit einem zarten roten Strich, gibt sie dem Munde neue Sehnsucht. Ein Student geht vorbei — nach der Sorbonne zu. Als er Yvonne sieht, bleibt er einen Augenblick stehen. Da fällt ihr ein, daß sie müde sein muß, und sie gähnt. Dann geht sie nach Haus. Fedja Lovev (Paris)

Kinderheim-Erlebnisse.

Wenn man zwei Jahre lang in einem Kinderheim mit Kindern zusammengelebt hat, dann entsteht von diesem Erleben ein ganz eigenartiges Bild vor dem geistigen Auge. — Es ist ein richtiges buntes Bild, ein riesiger bunter Blumenstrauß, mit vielen kleinen, zierlichen Blüten, mit leuchtenden Sternblumen, mit goldenen Sonnenrosen und bunten Sommerblumen. Katschmohn und Disteln sind auch dazwischen, auch die Brennessel fehlt nicht.

Es blüht in diesem Blumenstrauß, lust wie auf der Mutter Erde, alles dicht neben einander, und man hat oft Mühe, das Unkraut von den gezüchteten Gartenblumen zu unterscheiden. Denn auch der Katschmohn ist eine herrlich leuchtende Blüte und ihr Samen braucht nicht der Bekämpfung zu dienen, sondern er ist in kindiger Hand Heilmittel. Es kommt also auf das Erkennen und auf die richtige Verwendung an.

Das Erkennen der jungen Menschentropfen ist nicht ganz leicht, denn die Großstadt mit ihren Erlebnissen auf Straße, Hof, Kino und Kummel hat bei den meisten eine starke Staubschicht auf die Herzen gelegt. Und wenn sie dann zu uns hinaus in die Natur kamen, dann löste sich nach einigen Wochen diese Staubschicht fast bei allen, und sie wurden richtige, frohe lachende Menschenkinder. Wenn auch noch viele Mütter den Hauptwert auf die Gewichtszunahme legen, oder in jedem Brief von ihrer großen Sehnsucht dem Kinde schreiben, das dann für einige Stunden durch Mütter's Sehnsucht ein gewisses Heimwehgefühl empfindet, wodurch die natürliche Freude und Erholung für kurze Zeit getrübt wurde. Es ist eben für viele Mütter noch sehr schwer, für manche fast unbegreiflich, zu erkennen, daß sie durch frohe Briefe dem Kinde das Einleben in die anderen Verhältnisse sehr erleichtern und die Erholung fördern helfen.

Es gab auch Kinder, die waren in der ersten Stunde von dem einfachen Landheim enttäuscht, sie wären lieber in ein „Bad“ gekommen, denn es ist natürlich später viel interessanter, den Freundinnen allerhand Erlebnisse aus einem richtigen Badeort erzählen zu können.

Ein bißchen Spießbürgertum ist eben auch in manchen Berliner Arbeiterfamilien lebendig und es gibt leider noch viele Arbeiterfrauen, denen es am rechten Klaffenbewußtsein fehlt. Und wie die Alten lungen, so zwitschern die Jungen! Ach ja, die Kinder geben tatsächlich ein lebendiges Spiegelbild von den Eltern und vor allem von der Mutter.

Was die Kinder erlebt, gesehen und gehört haben, geben sie spielend wieder. — Mit Vorliebe spielen die Mädchen „Familie“, und Vater und Mutter, die sich prügeln, spielen die Hauptrolle dabei. Bei allem kindlichen Humor, der daraus spricht, klingt doch auch eine ernste Mahnung daraus; und Fröbels Worte: „Erziehung ist Beispiel und Liebe“ sollte alle Mütter daran erinnern, den Kindern ein recht gutes, frohes Beispiel zu geben.

In 6 Wochen läßt sich natürlich das frühere Erleben eines Kindes, nicht im geringsten verwischen, wenn auch das Kind tageweise frühere schlimme Erlebnisse ganz vergißt, so steigen dieselben doch auch ganz unerwartet in der Erinnerung wieder auf. — So erzählte z. B. an einem Freitagabend beim Abendessen ein kleines Mädchen voller Freude von den feinen Lederbissen, die ihre Mutter immer am Vornstag einzukaufen pflegte und die sie bis Sonntag sich gut schmecken ließen, um dann die nächsten vier Tage nur Brot und Kartoffeln zum Essen zu haben. Am selbigen Abend finde ich beim Gutenachtgessen ein anderes Mädchen bitterlich weinend im Bett und nur mit großer Liebe ist es zum Sprechen zu bringen, schluchzend erzählt es: „Ach, heute abend kommt mein Vater wieder betrunken nach Hause und schlägt dann die Mutter so sehr!“

Aus diesen zwei Beispielen geht so unendlich viel hervor, daß sie keiner weiteren Erklärung bedürfen.

Der bunte Blumenstrauß war in der Sonne hell strahlend und leuchtend, im Schatten der Großstadt, da verwelkt so manche kleine Blüte oder verliert ihre Reinheit und ihren Glanz durch unreine Hände.

Katschmohn und Brennessel und Distel kommen sich in der Großstadt dann auch sehr interessant vor, wenn sie von der Schulschwester über ihren Heimaufenthalt befragt werden. Sie sind meist schon schlau genug, ihre Antwort so zu geben, daß für sie ein Vorteil dabei herauskommt. Diejenigen Kinder, die schon öfters zur Erholung verschickt waren, ziehen natürlich stets die früheren Heime zum Vergleich heran und auf die Stärke ihrer Phantasie kommt es an, wie der Vergleich ausfällt. Es ist schade, daß die Kinder gerade wie die Erwachsenen sich durch voreilige Werturteile sich selbst sehr oft um die tiefe Freude der Unbefangenheit bringen.

Die Zeit der Erholungsfürsorge durch die Verschickung steht vor der Tür und viele kleine zarte und blaße Menschentropfen sollen durch den Aufenthalt im Kinderheim kräftiger und gesünder werden.

Da darf auch eine Bitte bei den Müttern offene Herzen und Verstehen finden (die Väter sind keineswegs davon ausgeschlossen), belasset eure Kinder nicht mit bösen Eindrücken von zu Hause, laßt sie unbesorgen, das heißt ohne Vorurteile dahin gehen, wo ehrliebe Fürsorge sie hinausführt, beschwert die kleinen Herzen nicht mit eurer Sehnsucht und mit Fragen nach ihrer Sehnsucht nach euch. Eine solche Liebe ist Egoismus und schadet den Kindern eher, als daß sie ihnen zu Gesundheit und Erholung hilft.

Friedel Schneider.

Helfen.

Wirtschaftliche Notzeiten, wie die jetzige Arbeitslosigkeit, rücken das Wort „Helfen“ so stark fordernd in den Vordergrund, daß wir der Bedeutung dieses Wortes sehr ganz auf den Grund gehen müssen, um die Aufgabe des Helfens recht zu erfassen.

Wir dürfen unter „Helfen“ ja nicht nur ein augenblickliches Helfen verstehen. Etwa so, daß wir durch behördliche oder private Wohlfahrtspflege den Notleidenden einige Mittel zuführen. Dieses Helfen ist ein selbstverständliches Muß, über das ich hier nicht erst noch reden will.

Die viel größere Aufgabe des Helfens liegt in dem Verstehen der inneren Not des Menschen.

Welche Not das ist?

Ach, wie wenige von uns verstehen die Kunst des Lebens!

Wieviele zerbrechen schon innerlich an den einfachsten Dingen!

Man nennt es im allgemeinen dann, der Mensch weiß sich den Verhältnissen nicht anzupassen.

Und da die heutigen Lebensverhältnisse tatsächlich sehr komplizierte sind, passen sie, man könnte schon sagen, überhaupt nicht mehr für die Menschen. Wenn eben das Menschengeschlecht nicht selbst die Ursache veranlaßt hätte, die diese Verhältnisse hervorgerufen hat.

Jetzt sind die Verhältnisse so zwingend und machtvoll geworden, daß sie den Menschen einfach zerbrechen, wenn er sich ihnen nicht anzupassen versteht, d. h. wenn er dem Egoismus nicht Befolgenschaft leisten will.

Und hier soll nun das Helfen des wahren Sozialismus einsetzen.

Durch starkes, inneres Gemeinschaftsgefühl, das der Helfende zum Ausdruck bringen muß, und natürlich auch durch Tathilfe dem Bedrängten bewiesen werden muß, wird im anderen das bittere Gefühl des Unverstandenseins und der Vereinsamung in ein frohes Solidaritätsgefühl umgewandelt. Gerade wir Sozialistinnen müssen ja von dem Gefühl der Gleichheit und der Brüderlichkeit zueinander so stark durchdrungen sein, daß wir in jedem notleidenden und gefährdeten Menschen den Bruder sehen.

Jedem von uns fehlt innerlich oder äußerlich irgend etwas, womit ein anderer uns helfen kann, wenn er es nur ernstlich wollte.

Wir alle sind gefährdet!

Materialismus und Kapitalismus lauern vampirgleich auf unsere Schwäche und Müdigkeit, damit sie uns überwältigen und ausaugen können.

Die heutige Gesellschaftsordnung hat solche Wirtschafts- und Lebenszustände hervorgebracht, daß die Verhältnisse zwangsweise uns formen und wer sich nicht freiwillig in diese Zwangsform einfügt, der wird zerbrochen!

Es soll aber so sein, daß der Mensch, der schaffende, arbeitende Mensch, die Verhältnisse formt, so wie er sie braucht, um die höchstmögliche Vollendung als Mensch durch sie zu erhalten.

Denkt darüber einmal nach, ihr Frauen! Besinnt euch auf eure ureigenliche Aufgabe als Mensch und als Weib, und denkt daran, was der Kapitalismus alltäglich sündigt, indem er euch entweder in neunstündiger, schlechtbezahlter Arbeit ausaugt, oder arbeits- und brotlos auf die Straße setzt.

Der monarchistisch gesteuerte Volksstaat aber will den Hohenrollern-Drohnen noch 30 Millionen Mark und unendlichen Landbesitz in den Schoß werfen, anstatt Geld und Land zu produktiver Volkswirtschaft zu verwenden. Dann aber wundert man sich, wenn schon Kinder aus Not stehlen. Sollten wir von sozialer Gefahr umgeben, nicht die Wege zueinander finden?

Auf Sozialistinnen!

Laßt uns Verbindungen zueinander schaffen, damit wir die innerlich Schwachen und Verzagten finden und stützen können.

Laßt uns geistige Verbindungsbrücken zu allen Gefährdeten bauen, damit die bedrängte Menschheit aus dieser Verelendung herauskommt.

Eine neue willensstarke und schaffensfrohe Menschheit muß aus dieser Unterdrückungszeit hervorgehen, die das Gute als Ideal im Herzen trägt, weil sie weiß, daß Idealismus Kraft ist, die den Materialismus überwindet und die kapitalistische Gesellschaftsordnung vernichtet!

Fr. Schneider.

Die moderne japanische Frau. Die heranwachsende weibliche Generation in Japan steht schon rein körperlich in auffallendem Gegensatz zu den älteren Frauen. Während früher das Schönheitsideal auf einer übertriebenen Zierlichkeit und Nüchternheit beruhte, hat die große Ausbreitung von Turnen und Sport auch bei den Mädchen durchweg das Entstehen eines größeren und kräftigeren Frauentypus zur Folge gehabt. Auch die soziale Stellung der japanischen Frau steht vor einer Umwälzung. Frauenstimmrecht, Schutz der Mutterkraft, längere Arbeitszeit für Frauen, gleiche Löhne für Frauen usw. sind zurzeit in Japan von höchster Aktualität.

Kellerblümchen.

Oftmals, wenn ich in der Dunkelheit nach Hause komme, begegne ich dem breiten, großgewachsenen Mann aus dem Keller des Nachbarhauses mit seinem kleinen Mädelchen an der Hand. Ein sonderbarer Gegenjah: dieser kraftvolle, schwere Riese und das kleine, feine, zierliche, allzu zarte Dingelchen. Immer plappert es und lacht es, denn am Abend, wenn der Vater mit ihm spazieren geht, ist seine gute Stunde. Den ganzen Tag, wenn es draußen hell ist, muß die Kleine bei der kranken Mutter im finsternen, feuchten, muffigen Keller bleiben, denn Mutter kann sie nicht ausführen. Nur abends kommt sie heraus, wenn die Sonne längst unterging und statt dessen trüber Schein der Straßenlaternen düstige Helle gibt. Wie andere Kinder im grünen Park unter strahlender Sonne spielen, das kennt sie nicht. Davon ist auch das Körperchen so mager geblieben und die Haut so durchsichtig weiß, darum hat sich der kindliche Viebreiz im ewigen Schatten nur entfalten können zu einem blaffen, schwächtigen Kellerblümchen. . . .

Klänge aus der Tiefe.

Lärmendes, wirbelndes Treiben tobt durch die Straßen der Großstadt, Autos hupen, Wagen rollen, schrill klingen die Straßenbahnen. Keine Zeit, keine Zeit — so geht der Rhythmus, dem hier jeder gehorchen muß. Plötzlich aber stoßt der haltende Schritt — aus einem Kellerfenster tönt zarter Geigenklang, flattert ein paar Schritte über die Straße und wird dann vom Losen der Großstadt zerrissen, verschlungen. Am Kellerfenster aber, hockend nach dem spärlich einfallenden Licht der Dämmerung steht ein Arbeitsmann und spielt ganz verträumt, ganz versunken, eine Mozart-Sonate.

Weiter, nur weiter geht es im hastenden Jagen. Und dennoch bleibt im Ohr haften jener leise Klang aus der Tiefe, steht inmitten des brausenden Straßentrübels vor der Seele das Bild des versunken Spielenden als ein Symbol dessen was reicher und stärker ist als all der tausendfältige Wirrwarr ringsumher: gesammelte Kraft der Seele, die sich aus ihrem Kellerverließ zum Lichte der Schönheit und Freiheit durchringt.

Ein Freispruch wegen Kindstötung. Der Appellationsgerichtshof in Moskau hat eine Frau freigesprochen, die ihr hoffnungslos krankes sechsjähriges Kind getötet hatte, weil sie nach reiflicher Gewissensprüfung das Beste für ihr Kind und die Gesellschaft getan zu haben glaubte.

Scherz und Ernst

Ein Einbrecher wird von der Frau des Hauses bei seiner Arbeit ertappt. Sie ruft verzweifelt: „Hilfe, Hilfe!“ „Was schreien Sie, Inädie,“ sagte hierauf der Einbrecher, „ich brauch ja keine Hilfe.“

Der Kenner. Man führte den amerikanischen Besucher, um ihm die deutsche Schauspielkunst zu zeigen, in den „Hamlet“. Er war aber nicht sehr begeistert. „Ihr seid doch hier in Deutschland sehr zurück,“ sagte er, „Hamlet habe ich in New York schon vor vier Jahren gesehen.“

Die gute Freundin. „Ich habe ein sechsjähriges Töchterchen.“ „Ach was? Ist es ein hübsches Mädchen oder sieht es dir ähnlich?“

Im Feinschlager. „Ach bitte, schneiden Sie mir die Haare nicht zu kurz, sonst hält man mich für meine Frau.“

Der Sealmantel. Neulich traf ich Frau Geheimrat in höchster Aufregung. „Also, Sie sind doch immer so für die Arbeiter, denken Sie mal, was mir passiert ist. Also meine Schneiderin hat sich einen Sealmantel gekauft, einen richtigen, echten, langen Sealmantel, — was sagen Sie dazu? Woher hat nun die Person das Geld? Der kostet doch mindestens, mindestens . . .“ und ihr Hirt begann fieberhaft zu arbeiten. „Ja, aber warum soll sie sich keinen Sealmantel kaufen, wenn sie's dazu hat?“ bemerkte ich schüchtern. „Aber denken Sie doch, ich, ich habe nur eine Sealjacke, und wenn ich nun den Stoff in der Sealjacke hinbringe, und sie bringt die fertigen Sachen im Sealmantel zurück, — wie fürchbar!“

Kindergeist.

Der fünfjährige Alfred hört auf dem Spaziergang einen Heitsarmeechor singen: „Sa-a-a-g e-e-e-s J-e-e-e-f-u-u-m.“ Als er später zu Hause berichten soll, was die Leute gefungen haben, spricht er gelassen: „Sag es Leovjon!“

Der selbe Junge krabbelt morgens im Bett seines noch schlafbedürftigen Vaters umher, entdeckt dabei dessen beginnende Tonsur und verkündet ihm: „Papa, dein Kopf kommt durch!“

Als Alfred einmal trotz aller Proteste weiter marschieren soll, statt zu fahren, begründet er seine Weigerung schließlich mit dem Argument: „Ich bin doch kein Laufjunge!“

Der fünfjährige Günther beobachtet, wie den Hühnern Eierschalen hingeworfen werden, und fragt: „Papa, warum fressen denn die Hühner Eierschalen?“ — Antwort: „Mein Sohn, die Hühner fressen die Eierschalen, damit sie morgen wieder frische Eier legen können.“ — Günther: „Ja, Papa, und wenn sie Kartoffelischalen fressen?“